

Ludwig Winder

Geschichte meines Vaters





Ludwig Winder:

Geschichte meines Vaters. Mit Nachwort hg. von Dieter Sudhoff

1. Auflage 2000 | 2. unveränd. Auflage 2012

ISBN: 978-3-86815-607-2

© IGEL Verlag *Literatur & Wissenschaft*, Hamburg, 2012

Umschlagbild: Egon Schiele, 1916

Alle Rechte vorbehalten.

www.igelverlag.com

Igel Verlag Literatur & Wissenschaft ist ein Imprint der Diplomica Verlag GmbH

Hermannstal 119 k, 22119 Hamburg

Printed in Germany

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diesen Titel in der Deutschen Nationalbibliografie.

Bibliografische Daten sind unter <http://dnb.d-nb.de> verfügbar.

Erster Teil

Es leben nur noch sehr wenige Menschen, die mit meinem Vater in Berührung gekommen sind; und diese wenigen wird es wundern, daß ich seine Geschichte schreibe. Denn jeder, der ihn gekannt hat, wird sagen, mein Vater habe nichts Erzählenswertes erlebt, sein Leben sei ereignislos verlaufen. Und das ist wahr. Ebenso wahr ist, daß mein Vater still und unbemerkt, wie er gelebt hatte, gestorben ist. Aber jeder Mensch und sogar jedes Tier, selbst das kaum wahrnehmbare, ja selbst eine mitten im Dickicht eines Waldes wachsende Pflanze oder ein verwelktes Blatt, das in einen einsamen Teich verweht wird – sie alle haben eine Geschichte, wie jeder weiß, der die Natur beobachtet. Nur daß niemand es der Mühe wert findet, den Myriaden unscheinbarer Lebewesen und Dinge, die entstehen und vergehen, nachzuspüren. Es ist üblich, nur die Geschichte außerordentlicher Menschen niederzuschreiben, deren Wirken die Menschheit unzweifelhaft gefördert oder geschädigt hat. Über den größten Schädling und Verbrecher aller Zeiten, nach dessen Verschwinden ich diese Blätter zu schreiben beginne, ist mehr geschrieben worden und wird mehr geschrieben werden als über jeden andern Menschen, der je gelebt hat. Das ist selbstverständlich; es entspricht einem allgemeinen Bedürfnis. Hingegen bedarf es einer Rechtfertigung, daß ich die Geschichte meines Vaters aufzuzeichnen beginne, eines alten Juden, der seit fünfundzwanzig Jahren tot ist.

Vor wem habe ich mein Unternehmen zu rechtfertigen? Nicht vor der Welt, auf deren Gleichgültigkeit Verlaß ist. Aber vor ihm, dessen Schatten ich heraufbeschwöre und dessen vergangenes und vergessenes Leben ich vermessen der Vergangenheit und Vergessenheit entreißen will. Zu welchem Ende? Es ist kein beispielhaftes Leben, das ich darzustellen habe. Wäre es eins – ich hätte wenig Neigung, wenig Eignung, mich dieser Aufgabe zu unterziehen. Mein Mißtrauen gegenüber jeder Beschreibung eines vorgeblich beispielhaften Lebens ist grenzenlos. Es sind weniger die vorzüglichen Eigenschaften als die Verfehlungen und Verirrungen eines Menschen, die eine Deutung seines Lebens ermöglichen. Und eben das, nichts anderes, ist meine Absicht: die Deutung eines Lebens, das scheinbar keiner Deutung bedarf, weil es einfach und bescheiden verlaufen ist.

Ich habe nur als Kind wenige Jahre meines Lebens in meinem Elternhaus verbracht. Später sah ich meinen Vater nur selten, kaum einmal im Jahr, und diese spärlichen Begegnungen boten mir in sehr beschränktem Maße die Möglichkeit, in das Innenleben des Schweigsamen, Verschwiegenen einzudringen. Ich bin deshalb genötigt, manche Zusammenhänge zu erraten. Meine Arbeit wäre jedoch sinnlos, wenn ich das hiermit von mir aufgestellte, mich bindende Gesetz überschritte, nichts Unwahres in das Gewebe meiner Darstellung einzuschmuggeln, nichts zu konstruieren, sondern die von mir erratenen Zusammenhänge nur an einigen wenigen Stellen, dort nämlich, wo mir ein Licht aufging, als die reine Wahrheit gelten zu lassen.

Mein Vater hat mir selten etwas aus seiner Vergangenheit erzählt. Es geschah allerdings einmal – und dieses Bekenntnis muß ich ablegen, bevor ich weiterschreibe –, daß ich ohne sein Wissen dem Verborgenen seines Lebens nachspürte und gegen seinen Willen Dinge erfuhr, die er keiner Menschenseele anvertraute. Ich war sechzehn Jahre alt, als ich an einem Sonntagnachmittag in den Schulferien, die ich bei meinen Eltern verbrachte, auf dem Dachboden unter altem Gerümpel ein Tagebuch meines Vaters fand. Ich war allein zuhause und hatte die Absicht, unter einigen alten Büchern, die keinen Platz neben den Klassikern in dem Bücherschrank der Eltern gefunden hatten und deshalb in einem Winkel des Dachbodens aufgeschichtet waren, etwas Lesbares zu suchen. Da fand ich ein dickes Heft, das von der ersten Seite bis etwa zur Mitte die Handschrift meines Vaters aufwies. Ich blätterte zuerst ohne Neugier, stieß auf eine überraschende Stelle, kehrte erregt zu der ersten Seite des Heftes zurück und las die tagebuchartigen Aufzeichnungen bis zu der letzten Zeile, die mitten in einem Satz abbrach.

Von den Dingen, die mein Vater seinem Tagebuch anvertraut hatte, war mir nie die leiseste Ahnung aufgedämmert. Ich erfuhr, daß er durch eine Frau, die nicht meine Mutter war, sehr glücklich und sehr unglücklich geworden war. Ebenso hatte ich bis zu dieser Stunde nicht gewußt, daß er mit dieser Frau verheiratet gewesen war und daß meine beiden Brüder aus dieser ersten Ehe stammten. Sie waren demnach meine Stiefbrüder, und ich war das einzige Kind meiner Mutter, der zweiten Frau meines Vaters. Das alles hatte ich nicht gewußt und nicht geahnt.

Es ist mir noch heute unerklärlich, daß dieses Tagebuch mir damals in die Hände fallen konnte. Daß mein Vater es nicht vernichtet oder wenigstens unter sicherem Verschuß gehalten hatte, ist kaum begreiflich. Viel rätselhafter aber scheint es mir, daß meine Mutter das Tagebuch nie gefunden hatte. Wäre sie darauf gestoßen, so hätte sie es sofort verbrannt. Sie hätte meinem Vater die Aufzeichnung und Aufbewahrung seiner Erinnerungen nie verziehen.

Nachdem ich das Tagebuch zu Ende gelesen hatte, lief ich in den nahen Wald. Ich warf mich zu Boden und blieb bis zum Abend in meinem Versteck liegen. Nach der Heimkehr wagte ich nicht, meinen Vater anzublicken. Es kam mir nicht in den Sinn, daß ich mich schwer vergangen hatte, indem ich heimlich der Mitwisser seiner Geheimnisse geworden war, mein Gewissen war nicht belastet, aber ich war bedrückt, und die Welt schien mir verändert. Mein Vater schien mir plötzlich erschreckend fremd, zugleich aber fühlte ich, daß ich ihn inniger liebte als vorher. Ich hatte an diesem Nachmittag zum ersten Mal erfahren, wie wenig ein Mensch vom andern weiß und wie geheimnisvoll und schrecklich das Leben ist.

Ich habe das Tagebuch meines Vaters nie wieder gesehen. Als ich es in den nächsten Ferien auf dem Dachboden suchte, war es unauffindbar. Ich fand es auch nicht nach dem Tode meines Vaters in seinem Nachlaß. Ich halte es für möglich, daß er es nur einen Sommer lang, vielleicht nur einen Tag lang, aus einem mir unbekanntem Grund einem Versteck entrisen und unter die alten Bücher auf den Dachboden gelegt hatte.

Damals glaubte ich, kein Mensch könne mehr erlebt haben als mein Vater. Heute weiß ich es besser und sage, mein Vater habe nichts Erzählenswertes erlebt, sein Leben sei ereignislos verlaufen. Fast alle Menschen, die nach dem Zeitalter Hitlers noch leben und alle, die ihm zum Opfer gefallen sind, haben unvergleichlich mehr als mein Vater erlebt. Millionen Menschen ist in diesen grauenhaften Jahren ein Schicksal bereitet worden, mit dem verglichen das Leben meines Vaters idyllisch und beneidenswert zu nennen ist. Nicht nur die Welt meines Vaters, auch die seiner Nachkommen ist zertrümmert. Eine neue Welt muß entstehen, und es ist nur natürlich, daß sich der Blick jedes Menschen, der mit Genugtuung die Besiegung der zerstörerischen Mächte und Kräfte miterlebt hat, von der Vergangenheit losreißt und der Zukunft zuwendet. Auch mein Blick ist

vertrauensvoll in die Zukunft gerichtet. Trotzdem unternehme ich es, die Geschichte meines Vaters zu schreiben, in der vagen Hoffnung, zu einer Deutung seines Lebens – und vielleicht nicht seines Lebens allein – zu gelangen. Sollte diese Hoffnung sich als trügerisch erweisen und die Deutung sich mir versagen – ich nähme es ohne Murren hin. Denn jedes Leben, selbst das kleinste und ärmste, ist groß wie die Welt; und größer als seine Deutung.

2

Mein Vater wurde in der Mitte der Fünfzigerjahre des neunzehnten Jahrhunderts geboren. Er war der Sohn eines jüdischen Religionslehrers. Ich habe meinen Großvater nur einmal, als Sechsjähriger, kurz vor seinem Tode gesehen. Er war ein kaum mittelgroßer Mann, aber so mächtig gebaut, daß alle Möbel in dem Wohnzimmer meiner Eltern bei jedem seiner Schritte zitterten. Er hatte einen unverhältnismäßig großen Kopf und einen gewaltigen Brustkorb. Er ging nicht, er stampfte durch das Zimmer. Seine Stimme dröhnte wie eine Orgel. Ich fürchtete mich vor ihm, obwohl er mich nach der Ankunft und beim Abschied mit seinen großen Händen überraschend zart anfaßte und streichelte.

Das Geburtshaus meines Vaters stand in der kleinen, seit 1757 durch eine nach dem Ort benannte Schlacht berühmten Stadt Kolín in Böhmen. Einige Jahre nach dem Tode meines Vaters hielt ich mich einmal auf der Durchreise in Kolín auf, um das Haus zu besichtigen, konnte es aber nicht finden, obwohl ich eine genaue Beschreibung der Straße besaß. Ich ging in dieser Straße von Haus zu Haus, aber niemand konnte mir Auskunft geben. Es war keine Straße, es war eine enge Gasse in dem größtenteils von Juden bewohnten Viertel. Ich sah einige Häuser, auf die einigermaßen die Beschreibung zutraf, die mein Vater mir gegeben hatte. Es waren enge, einstöckige Häuser, die von Handwerkern und kleinen Händlern bewohnt waren. In der engen Gasse stehend, sah ich, daß es in diesen engen Häusern nur enge Stuben geben konnte. Ich suchte ein Haus, in dessen Anbau im Hof sich die hebräische Schule, ein großer,

saalartiger Raum, befunden hatte. Wahrscheinlich ist dieser Anbau längst niedergerissen worden.

Um sechs Uhr morgens, nach dem Frühgottesdienst, hatte Tag für Tag in der hebräischen Schule der Unterricht begonnen; zwei Stunden später mußten die Kinder in der öffentlichen Schule erscheinen, erschöpft und zermürbt von den Anstrengungen des Bibelunterrichts und von den Schlägen ihres Religionslehrers. Er war ein strenger, gefürchteter Lehrer und vor allem ein strenger, gefürchteter Vater. Er schlug die Kinder, die unaufmerksam den Worten der Schrift lauschten, mit einem Stab, der wie eine weißglühende Eisenstange auf die Kinderhände niedersauste. Kein Kind aber wurde so hart bestraft wie mein Vater, denn jedes hatte einen Vater, der es schützte und Einspruch erhob, wenn sein Sohn mit wunden Händen nach Hause kam, mein Vater hingegen war ganz dem hemmungslosen Zorn seines Vaters preisgegeben, der außer sich geriet, wenn der Sechsjährige, der Siebenjährige eine Antwort schuldig blieb. "Du ungeratener Sohn!" brüllte der Erzürnte. "Du Niederträchtiger bringst mich ins Grab!" Und er strafte das verträumte Kind, das, schlafsuchtig, mit Mühe die Augen offenhielt, erbarmungslos mit den härtesten Schlägen. Er wußte nicht, daß er ein harter, furchterregender Vater war, denn er glaubte seinem Sohn eine Wohltat zu erweisen, indem er ihn strafte. Heimlich haderte er mit Gott, der Frömmste der Frommen, weil sein Sohn dumm und zurückgeblieben war, langsamer als die andern die hebräischen Buchstaben las, unzureichend und stockend die leichteste Frage beantwortete.

Dem scharfsinnigen Vortrag des Vaters lauschte das Kind wie einem schrecklichen Gewitter, das Todesangst auslöst.

Die andern Kinder atmeten auf, wenn der Religionsunterricht zu Ende war, rasch erholten sie sich in der öffentlichen Schule von den Schrecknissen des Religionsunterrichts, nur die schwächsten und empfindlichsten waren nach den Unterrichtsstunden müde und erschöpft, die meisten vergaßen in ihrer Freizeit, daß sie im Morgendämmer gezittert hatten unter dem unbarmherzigen Blick, unter dem Donnerwort des Religionslehrers, übermütig spielten sie "Fangerl", sie jagten einander, warfen einander den Ball zu, und die Übermütigsten wagten es sogar, den "Bär" zu bespötteln, die Stimme des "Bären" nachzuahmen. Der Religionslehrer hieß Wolfgang Winder, die Eltern der Kinder nannten ihn Wolf, die übermütigsten Knaben

aber nannten ihn "Bär", und wenn sie im Duft der Akazienbäume hinter dem letzten Haus der engen Gasse den Ball warfen, versuchten sie einander übermütig zu schrecken, indem sie riefen: "Der Bär kommt!" Selbst das dümmste Kind aber wußte, daß der "Bär" auf der Gasse nicht zu fürchten war, denn er verließ nur zur Zeit des Tempelgangs seine Studierstube.

Vom frühen Morgen bis in die späten Nachtstunden saß er zuhause und studierte den Talmud. Er war ein gelehrter Mann, die Talmudbeflissenen in ganz Böhmen und Mähren wußten es. Sie holten seinen Rat ein, wenn sie auf eine schwer erklärliche, schwer deutbare Stelle stießen, und die jüdische Gemeinde in Kolín war stolz, weil in ihrer Mitte dieser Gelehrte lebte, dessen Ruf sich bis in die östlichsten Gemeinden der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, tief ins Polnische hinein, verbreitet hatte. Deshalb duldeten es die wohlhabenden Mitglieder der jüdischen Kultusgemeinde, daß ihre kleinen Söhne von dem Strengen, Erbarmungslosen in Furcht versetzt und geschlagen wurden. Zweimal versuchte ein reicher Getreidehändler, der Kultusvorstand, Wandel zu schaffen und den Religionslehrer zu einer milderen Unterrichtsmethode zu bekehren, aber der gelehrte und gefürchtete Mann, der keinen Kreuzer erspart hatte und nie eine Erhöhung seines erbärmlichen Gehalts anstrebte, wies das Ansinnen zurück und drohte, die Gemeinde zu verlassen, so daß nach diesen mißglückten Versuchen niemand mehr wagte, eine Änderung vorzuschlagen.

Das einzige Kind, das sich nach den Morgenstunden des Religionsunterrichts niemals erholte und nach dem Ende der Unterrichtsstunden in der öffentlichen Schule niemals an den Spielen der Kinder teilnehmen durfte, war mein Vater. Der strenge, gelehrte Mann hatte es sich in den Kopf gesetzt, sein Sohn müsse ein Gelehrter werden, ein Diener Gottes, ein Erklärer der Schrift, ein Denker und Forscher, dem künftige Geschlechter die Erhellung und Enträtselung der vielen noch dunklen, noch unenträselten Stellen des Talmuds danken sollten. Wenn der Knabe aus der öffentlichen Schule nach Hause kam, erhielt er sein Essen, dann aber mußte er sich in die dumpfe Schulstube setzen und lernen. Sein Vater setzte sich zu dem Kind und begann es zu unterrichten. Wie sollte die unendliche Mühe ohne Lohn bleiben, die er anwandte, um das Gehirn des Achtjährigen, Neunjährigen zu wecken? Wenn vierzig, fünfzig Knaben ge-

meinsamen Unterricht erhielten, Freche und Gottlose unter ihnen, deren Väter nur auf die Vermehrung ihres Vermögens bedacht waren, Söhne heimlicher Sünder, die Gott und die Welt betrogen, auf Reisen vielleicht das verbotene Schweinefleisch fraßen und am Sabbath ohne Scheu, ohne Gottesfurcht eine Zigarre rauchten – wenn die Kinder so ruchloser Väter nichts lernten, in den Geist der Schrift nicht eindringen und an blöden Spielen und sinnlosen Unterhaltungen Gefallen fanden, konnte die Plage des gewissenhaftesten Lehrers sich nicht lohnen. Damit wollte Wolf Winder sich abfinden. Es war nicht seine Schuld, daß die Köpfe leer blieben und die Heranwachsenden unfähig waren, die Verzückungen des Geistes auch nur zu ahnen, die dem demütig sich in den Geist der Schrift Vertiefenden vorbehalten blieben. Mit dem Versagen seines eigenen Sohns jedoch wollte er sich nicht abfinden. Es konnte nicht sein, daß Gott seinen Diener so schwer strafen wollte, indem er das Kind, das die einzige Hoffnung und das einzige Glück des Einsamen sein sollte, dümmer und widerspenstiger werden ließ als alle andern, dümmer und widerspenstiger als die Kinder der Reichen, der Sündhaften, der von Gott Verworfenen. Für Dummheit und Widerspenstigkeit hielt der verzweifelnde Vater das ihm unverständliche Wesen des Knaben, der aus Angst und Furcht vor dem Vater dessen Vortrag kaum vernahm und den Worten der Lehre nicht zu folgen vermochte, Dummheit und Widerspenstigkeit nannte der sich heimlich gegen Gott Empörende das Schweigen des Sohnes, der ohne Schmerzenslaut die Schimpfworte und die Schläge entgegennahm und, sobald der Züchtiger sich entfernte, entsetzt und still vor sich hinräumte.

Jahrelang gab der fromme, strenge, zornige Mann seine Hoffnung nicht auf. Langsam, viel langsamer als die andern Kinder, wuchs sein gepeinigter Sohn, der schwache, zarte Körper wagte nicht, sich zu dehnen, der träge träumende Geist wagte sich nicht zu entfalten. Er träumte von dem Fangerlspiel, an dem der Knabe nicht teilnehmen durfte, von dem durch die Luft sausenden Ball, den er nicht werfen durfte, von dem die ganze Welt durchströmenden Licht, das nur gedämpft und zögernd in die enge Gasse, in die dunkle Stube eindrang. Er träumte von einem ungeheuren Brand, der alle Bücher und Schriften des Vaters vernichten würde.

Mein Vater hatte eine Schwester. Ihr hatte er es zu verdanken, daß er über die Schrecknisse seiner Kindheit hinwegkam.

Sie war um zwei Jahre älter als er und um viele Jahre reifer. Sie hieß Mali. Sie hatte schwarze Haare wie mein Vater, ein liebliches schmales Gesicht und herrliche braune Augen.

Die Mutter der beiden Kinder war kurz nach der Geburt meines Vaters gestorben. Nur die Kleider der Toten waren von ihr übriggeblieben. Sie hatte, offenbar auf Wunsch ihres Mannes, immer schwarze Kleider getragen. Sie hingen wie zusammengerollte Trauerfahnen in einem Schrank, an den der Witwer oft anstieß, wenn er ungestüm durch die Stube stampfte. Das Elternhaus der beiden Kinder war von der mächtigen Erscheinung ihres Vaters erfüllt, von seinem Wink und von seiner Stimme.

Nach dem Tode der Mutter, von der es weder eine Beschreibung noch ein Bild gibt, kam eine jüdische Frau dreimal täglich in das Haus, um gegen geringes Entgelt nach den Kindern zu sehen und die Wohnung in Stand zu halten. Diese Dienerin muß ein völlig fühlloses und überdies beschränktes Wesen gewesen sein, denn weder Mali noch mein Vater konnten sich später erinnern, jemals ein freundliches, Anteilnahme verratendes Wort aus ihrem Munde vernommen zu haben. Sie wusch und flickte aber gewissenhaft die Wäsche meines Großvaters und der beiden Kinder, bereitete pünktlich zu der von ihm festgesetzten Stunde und Minute das Essen und bewahrte die Kleinen vor dem Verkommen. Daß sie nie den geringsten Versuch machte, ihnen die Mutter zu ersetzen, war vielleicht auf die Furcht der Beschränkten vor meinem Großvater zurückzuführen. Sie wagte kaum zu atmen, wenn seine stampfenden Schritte sich näherten, und ihre dünnen Arme flatterten ängstlich, wenn er auftauchte. Er blickte sie jedoch niemals an, weil seine Frömmigkeit ihm verbot, eine Frau anzublicken.

Als mein Vater mir einmal auf einem Spaziergang von ihr erzählte, nannte er sie das Hausgespenst seiner Kindheit. Er nannte sie ein Gespenst, weil sie sich immer lautlos bewegt hatte, ein düsterer Schatten eher als ein Mensch. Obwohl sie stumm die Anordnungen meines Großvaters entgegennahm, stumm ihrer Arbeit nachging und es auch vermied, mit den Kindern zu sprechen, pflegte sie erregt und

ungeduldig die Gegenstände und Dinge anzureden, mit denen sie sich befaßte. Wenn sie Kaffee kochte, pflegte sie erregt und ungeduldig zu sagen: "Koch, Kaffee!" Wenn sie einen Nagel in die Wand schlug, sagte sie: "Halt, Nagel!" Wenn sie das Holz im Ofen in Brand steckte, sagte sie: "Brenn, Feuer!"

Mein Großvater schenkte seiner Tochter wenig Beachtung. Jedes weibliche Wesen war in seinen Augen minderwertig. Er tyrannisierte Mali nicht wie seinen Sohn, weil er nichts von ihr erwartete. Sie machte sich schon als achtjähriges Mädchen nützlich, indem sie beim Aufräumen der Wohnung half, die Schuhe ihres Vaters und ihres Bruders putzte und den Staub von den vielen hebräischen Büchern entfernte, die an den Wänden aufgestellt waren. Als Neunjährige betätigte sie sich als geschickte Büglerin der Wäsche der Familie. (Das Wort Familie scheint mir hier kaum zutreffend, da nur die beiden Kinder mit und für einander lebten, ihr Vater hingegen einer fremden Welt angehörte, die jede Annäherung ausschloß.)

Als Neunjährige begann Mali auch bereits, die Schützerin, der gute Engel ihres Bruders zu sein. Zu ihr flüchtete er, wenn der Vater ihn geschlagen hatte. Sie nahm die schmerzenden Hände des gestraften Bruders in die ihren, streichelte sie zärtlich und flüsterte, über sie gebeugt, den Zauberspruch:

"Wenn ich sie seh,

tun die schmerzenden Hände nicht mehr weh."

Dieses Sprüchlein, das sie erdacht hatte, bewährte immer wieder seine Zauberkraft. Mali gelang es auch, ihrem Bruder bei der Lösung der Probleme behilflich zu sein, die der Vater seinem aus Furcht und Schrecken unaufmerksamen Sohn stellte. Sie durfte dem Unterricht, den mein Großvater ihm erteilte, nicht beiwohnen; deshalb verbarg sie sich oft hinter dem grünen Vorhang, der die Bücherreihen verdeckte, hörte aufmerksam zu, wenn ihr Vater seine Erklärungen vortrug und wiederholte sie Wort für Wort, nachdem der Vater die Stube verlassen hatte, so oft, daß der Bruder von ihr erlernte, was der Vater ihn gelehrt hatte. Sie hatte ein ausgezeichnetes Gedächtnis und eine erstaunliche Auffassungskraft, deshalb fiel es ihr nicht schwer, sich den Lehrstoff anzueignen, mit dem ihr Bruder gepeinigt wurde. Ihr Vater ahnte nicht, daß das Mädchen nicht nur in den Geist der hebräischen Sprache eingedrungen war, sondern auch alle Fallen kannte und erkannte, die der listenreiche Talmuderkklärer

seinem wenig listigen, wenig geistesgegenwärtigen Sohne Schritt für Schritt, Satz auf Satz stellte. Die hinter dem grünen Vorhang Hockende konnte selbstverständlich nicht wagen, ihrem Bruder die von ihm geforderte Antwort zuzuflüstern. Mit geweiteten Augen sah sie den strengen, Antwort heischenden Blick ihres Vaters auf ihn gerichtet, das Schweigen in der Stube wuchs und lähmte die beiden Kinder furchtbarer als die furchtbare Stimme des Erbarmungslosen, die endlich losbrach und donnerte: "Du ungeratener Sohn! Du Niederträchtiger bringst mich ins Grab!" Dann ergriff er den Stab, der wie eine weißglühende Eisenstange auf die Hände des zitternden Knaben niedersauste. Mali schloß die Augen, preßte die Hände fest gegen die Ohren, sie wollte nicht sehen und nicht hören, und ihr Entsetzen war so groß, daß sie zuweilen fürchtete, aufschreien zu müssen. Wenn der Erbarmungslose aber die Stube verlassen hatte, trat sie lächelnd hervor, beugte sich über den Bruder und flüsterte ihren beruhigenden, den Schmerz stillenden Zauberspruch.

Es gab in der jüdischen Gemeinde einige Frauen, die, von Mitleid mit den mutterlosen Kindern getrieben, von Zeit zu Zeit die Wohnung meines Großvaters betreten. Ungern sah er diese wohlthätigkeitsbeflissenen Frauen kommen, ungern öffnete er ihnen die Tür, ungern ließ er sie mit den Kindern allein. Anfangs, kurz nach dem Tode seiner Frau, als der Knabe noch mit der Flasche ernährt wurde, mußte der Witwer, wengleich im Herzen unwillig, dankbar die Dienste hinnehmen, die den Kindern erwiesen wurden. Unwillig stammelte er unbeholfene Dankesworte, wenn diese Frauen, die auch die jüdische Dienerin angeworben hatten, die Kinder säuberten und betreuten. Später, als die Kinder schon liefen, öffnete er brummend, ließ es stumm geschehen, daß die Hilfebringenden Hand anlegten, die zerrissene Wäsche mitnahmen, um sie zu flicken, die schmutzigen Vorhänge abnahmen, um sie zu erneuern. Niemals aber nahm er ein Geschenk an. Die Frau des reichen Kultusvorstehers, die einmal an einem Freitag eine gebratene Gans brachte, fuhr der Religionslehrer an: "Wir brauchen nichts! Nehmen Sie die Gans wieder mit!" – "Aber es ist doch kein Geschenk", widersprach die Besucherin, "es ist doch nichts, was Sie beleidigen kann, essen Sie sie morgen, sie wird Ihnen schmecken. Ich selber hab sie für Sie und die Kinder gebraten. Mein Mann wird sehr böse sein, wenn Sie sie nicht annehmen." – "Soll er böse sein!" rief mein Großvater mit erhobener

Stimme. "Nehmen Sie die Gans mit, ich nehm sie nicht an." – "Aber hören Sie", sagte die Frau, "hören Sie –" Sie konnte nicht weiter-sprechen, denn der Erzürnte vergaß, daß die vornehmste Dame der Kultusgemeinde vor ihm stand, erhob den Arm, als ob er sie schlagen wollte, begann zu keuchen und schrie: "Packen Sie Ihre Gans! Worauf warten Sie noch?" Die gekränkte Frau wollte den Kultusvorsteher zwingen, den Beleidiger zur Rede zu stellen, aber der reiche Getreidehändler lachte: "Laß ihn! Laß ihn! Er ist ein großer Narr, aber er ist ein großer Mann!"

Die Kinder aßen heimlich die Tortenreste und die "Zuckerln", die ihnen von den Besucherinnen hinter dem Rücken des Vaters gegeben wurden. Einmal erappte er eine Frau, als sie dem kleinen Max eine Bonbontüte zusteckte. Der Knabe erschrak und ließ die Tüte fallen. Er war maßlos erstaunt, als sein Vater lächelte und sagte: "Nimm!" Dieses Lächeln des Vaters war eines der größten Kindheitserlebnisse des neunjährigen Knaben. An diesem Tag sprach er zum ersten Male mit der ebenfalls verblüfften Schwester von dem Vater. Es war bis zu dieser Stunde ein stillschweigendes Übereinkommen der Geschwister gewesen, niemals von ihm zu sprechen; wie es verboten war, den Namen Gottes auszusprechen, hielten es die Kinder auch für ein selbstverständliches Gebot, in ihren Gesprächen niemals ein Wort über den Vater zu sagen. An diesem Tag jedoch sagte der Knabe zu Mali: "Hast du den Vater angeschaut?" Mali sagte: "Ja. Sein Gesicht war ganz verändert." Der Knabe fragte: "Was war das, Mali? Ich bin erschrocken, weil er so anders war." Mali dachte nach und sagte: "Vielleicht wird er öfter so sein, wenn wir größer sein werden."

Diese Hoffnung ging in der nächsten Zeit nicht in Erfüllung. Von Monat zu Monat strenger überwachte der Vater jeden Schritt seines Sohns.

Seit der ersten Unterrichtsstunde des Knaben in der hebräischen Schule hatten die Geschwister nur heimlich beisammen hocken dürfen. Wenn der Vater Mali und Max in vertrautem Gespräch getroffen hatte, war er immer zornig geworden und hatte gerufen: "Geh, Mali! Stör ihn nicht, er muß lernen!" Den zehnjährigen Knaben aber überwachte er so scharf, daß Mali nur noch während des Tempelgangs des Vaters ungestört mit ihrem Bruder sprechen konnte. "Laß ihn allein!" rief der Vater nach dem Essen Mali zu, wenn ihr